Rolf Dobelli

Und was machen Sie beruflich?

Roman

Diogenes

Die Erstausgabe erschien 2004
im Diogenes Verlag
Covermotiv: Illustration von Alex Katz,
›Ada and Alex‹, 1984 (screenprint)
Copyright © 2015, ProLitteris, Zürich
Foto: Copyright © Christie's Images /
Bridgeman Images

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2005
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2004
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
70 / 16 / 852 / 2
ISBN 978 3 257 23506 7

3

Es ist Montagmorgen. Auf der Straße rollt ein dunkler Wind, wirft mit eisigen Splittern um sich. Ein dicker Schal verhindert, dass der Winter Gehrer von außen her umbringt.

Montag, 16. Februar. 06:30 Uhr. Achtzehnte Etage. Gehrer ist eine halbe Stunde zu früh da, in der Hoffnung, etwas über die Traktanden der anberaumten Sitzung in Erfahrung zu bringen. Gehrer steht vor der geschlossenen Tür zum Konferenzraum. Das Schiebeschildchen steht auf Rot und sagt »besetzt«. Gehrer wartet.

06:40 Uhr. Geräusche hinter der geschlossenen Tür. Ein Gewirr von Stimmen ohne Zuordnung zu bestimmten Kehlen.

06:45 Uhr. Gehrer schiebt das Schildchen abwechselnd von Rot (besetzt) auf Grün (frei) und kommt zum Schluss, dass es nichts an der Tatsache ändert.

Es stand auf Rot (besetzt), bevor er daran geriegelt hat, und außerdem vernimmt er Stimmen, die nicht seinem Kopf entspringen.

06:50 Uhr. Gehrer schlendert die grauen Korridore entlang und lässt seinen Finger über die Glasscheiben schleifen, durch die sein Blick in die Büros seiner Angestellten fällt. Manchmal kommt ein Türrahmen, dann schlägt es dumpf an seinen Zeigefinger, dann wieder Glas. Wie der Stromabnehmer einer Eisenbahn bleibt sein Finger verbunden mit diesen Arbeitsbiotopen, welche Unebenheiten auch kommen: Türrahmen, Wände, Glasscheiben, wieder Türrahmen, wieder Glasscheiben. Lautlos sein Gang auf dem geräusch- und farbenfressenden Spannteppich. Totenstille. Nur ab und zu das Quietschen seines Fingers auf Glas.

Der Spannteppich ist sandbraun und lässt Gehrers Schritte federn. Zum ersten Mal fällt ihm auf, wie leicht er vorankommt – aber vielleicht hat das mit seinem Stromabnehmer zu tun, der die Wände entlangfährt. Die Luft synthetisch und rein, umgewälzt und gefiltert, also gerade richtig, um Zähne in saftige Projekte zu versenken. Ansporn an allen Ecken und Enden.

06:54 Uhr. Auf der Toilette zupft er die Krawatte zurecht. Neben ihm das Spiegelbild des Wasserbechers, unverrückt seit gestern Nacht. Gehrer entschließt sich, nicht daran zu denken. Er verlässt die Toilette. Steht schon im Gang draußen, kehrt um, tritt nochmals vor den Spiegel. Der Krawattenknoten sitzt perfekt – so straff wie seit dem Eintrittsgespräch nicht mehr. Auch die Haare laufen in geordneten Bahnen über seinen Schädel. Gehrer wandelt durch die toten Korridore und denkt: Das wäre nicht nötig gewesen. Was er auch denkt: Mit dieser Einstellung wird es nicht gut enden.

Das Summen von Neonlicht.

Zu beiden Seiten gähnen die Einzelzellen der Büros. Bildschirme zeigen Symbole der Langeweile – ein Rohrgeäst, das sich ausbreitet und in sich verknotet, bis es nicht mehr weiterkommt, bis der Bildschirm voll ist, um sich ohne Pause wieder von neuem zu verknoten. Oder: eine blinkende, dreidimensionale digitale Uhrzeit, die, sich epileptisch um alle Achsen drehend, über den Bildschirm huscht. Sie zeigt 06:58 Uhr und blinkt und dreht. Am schönsten sind Fische, findet Gehrer, bunte Korallenfische, die durch einen Zufallsgenerator über den Bildschirm geschickt werden, ohne dass

sie je zusammenprallen. Gehrers Sekretärin hat einmal ein Zusatzprogramm für $ 4.95 heruntergeladen, das hin und her schwingende Schlingpflanzen, Seesterne und winzige, blasenabsondernde Taucher mit bunten Flossen in diese zufallsgesteuerte Welt zaubert. Ein Upgrade auf Firmenspesen, wie Gehrer einen Monat später bemerkt hat. Gesagt hat er dann nichts. Er ist froh um seine Sekretärin, die ihm den scheußlichsten Teil seiner Arbeit abnimmt.

07:00 Uhr. Gehrer steht wieder vor der geschlossenen Tür. Das Schildchen steht auf Grün (frei), aber Gehrer weiß, dass es auf Rot (besetzt) stehen sollte. Stimmen.

07:01 Uhr. Gehrer versteht nicht, weshalb die jugendliche Lockerheit nicht da ist. Zweimal auf die Toilette, um zu prüfen, ob der Krawattenknoten sitzt, ist lächerlich. Gehrer lockert die Krawatte. Er fährt sich durchs Haar, um bewusst eine Spur der Unordnung zu legen.

07:05 Uhr. Plötzlich ist er unsicher. Hatten sie ihn vielleicht doch auf 06:30 Uhr herbestellt? Gehrer hört nochmals die Meldung auf seiner Message-Box ab. Aber dort ist explizit von 07:00 Uhr die Rede, Konferenzraum, achtzehnte Etage. Er befin-

det sich in der achtzehnten Etage, das ist klar, weil sämtliche Büronummern mit achtzehn beginnen – 1824, 1825, 1826. Außerdem steht er vor dem Konferenzraum, auch das steht auf dem Türschild.

07:15 Uhr. Die Tür springt auf. Zwei Herren – der CEO und der Personalchef – begrüßen Gehrer mit ausgestreckten Armen und versuchen, Entspanntheit vorzutäuschen.

07:16 Uhr. Jawohl, der strenge Winter draußen.

07:17 Uhr. Noch immer der Winter.

07:18 Uhr. Genug des Small Talks. Jetzt kracht die Welt just über Gehrers Kopf.

07:21 Uhr. Einen Atemzug lang die Hoffnung, es handle sich um eine voreilige Verwechslung der Dossiers.

07:22 Uhr. Aber es gibt nur einen Gehrer in der Firma, und dass sein Vorgesetzter persönlich mit ihm spricht, ist ein deutliches Zeichen, wer gemeint ist.

07:23 Uhr. Der Fall ist klar.

Gehrer noch immer in der überflüssigen Pose des Zuhörenden: Die aufgestützten Arme imitieren einen gotischen Spitzbogen, dessen Wölbung ein Kinn trägt.

Leider fällt kein Vorhang.

Zuerst nimmt er's als Nachricht. Er sagt: »So«, oder: »Verstehe« – so wie man eine Schlagzeile zur Kenntnis nimmt –, eine Vergangenheit, die bloß noch berichtet werden musste.

Eine Kündigungsfrist kommt zum Tragen.

Ebenso wie die meisten Schlagzeilen ist auch diese Nachricht nicht weltbewegend.

Drei Herren am Tisch verhalten sich ausnahmslos höflich und gefasst.

Organisationssoziologisch gesehen ein höchst interessanter Fall: eine Organisation, die sich von ihren eigenen Teilen trennt. Gehrer interessiert sich in diesem Moment nicht für Soziologie. Das denkt höchstens der CEO, der schon mehr als genug Entlassungen – aktiv, nie passiv – hinter sich hat.

Gehrer sitzt am Tisch, nicht anders als sonst, die Hände ineinandergelegt, eine Mahagoniplatte beschwerend, sein Oberkörper leicht nach vorne geneigt, der Kopf schief wie bei Schaufensterpuppen manchmal, wach, keinesfalls nervös, konzentriert wie beim Schachspiel, aber nicht angespannt, eher eine Spur zu locker, zwischendurch lässt er einen Kugelschreiber zwischen den Fingerkuppen drehen – auch diese Bewegung wie sonst –, drückt die Mine ein und aus, das Knacksen in seinen Händen, dann ruhen die Finger wieder. Der Blick wie üblich auf seinen Händen, als sei allein dort das Denken zu finden. Wenn er aufschaut, ziehen sich die Augen unmerklich zusammen, werden dunkel und echsenartig, als hätte er sich zu schützen vor den Blicken der anderen und ihren ausgelöschten Erwartungen. Hinter einer Brille wäre er sicherer, das weiß er. Ohne Brille fühlt er sich nackt, und so fühlt er sich schon seit Jahren.

Niemand möchte unnötige Worte verlieren.

Die Nachricht liegt auf dem Tisch wie eine Kröte. Jetzt muss er sie bloß noch runterschlucken.

Gehrer möchte sich jetzt am liebsten ausknipsen und morgen wieder erscheinen oder gar nicht mehr.

Aber er ist da, das sieht er selbst. Ein Tisch, dunkelrot mit glänzendem Lack, spiegelglatt wie ein Eisfeld und breit wie ein Kontinent, erstreckt sich unter seinen gefalteten Händen, und für einen Moment kommt er sich vor wie ein Astronaut, schwebend über tausend winzigen Farbpartikeln und abgeschliffenen Astringen, eingefroren unter der Glasur des Lacks; und dort, wo die Welt zu Ende kommt, weit weg, am anderen Ende, zwei fragende Augenpaare, reglos, jede seiner Bewegungen aufsaugend.

Totenstille.

Gehrer nimmt seine Hände vom Schlachtfeld, legt sie um die gerundete Tischkante, als hätte er einen vollbeladenen Einkaufswagen zu schieben, stößt sich zurück bis an seine Rückenlehne und noch ein bisschen weiter, bis seine Arme ganz durchgedrückt sind und seine vorderen Stuhlbeine einen Fingerbreit in der Luft hängen. Luft pufft durch seine Nase, nur einmal, das genügt, um sich selbst davon zu überzeugen, dass er noch da ist oder dass er zumindest denkt.

Gehrer muss seine ganze Energie darein investieren, dass sein Gesicht nicht verrutscht oder zerfällt.

Wie weiter?

Er kann nicht in dieser Stellung verharren, bis seine dreimonatige Kündigungsfrist abgelaufen ist. Die Unmöglichkeit, einfach aufzustehen und zu verschwinden.

Was erwartet man jetzt von ihm? Dass er aufspringt, den Stuhl packt und ihn, begleitet von urbrünstigem Fluchen, durchs Fenster schleudert? Dass er sich selbst durchs Fenster schleudert?

Totenstille über der Mahagoniwüste. Nur sein Atem.

Er muss sich darauf konzentrieren, dass seine Gedanken jetzt nicht zerfallen wie eine Sandskulptur am Strand, der Kante um Kante wegbricht, bis nur noch ein Sandkegel daliegt und auf die anrollende Flut wartet, die ihn ganz einebnen wird. Erosion der Gedanken, während alles um den Tisch herum schweigt. Das Schweigen selbst wie ein Ton, ein dröhnender, ein schneidender Ton. Man müsste sich Wachs in die Ohren stopfen oder zumindest die Finger, die aber kleben am Tischrand und garantieren die Distanz gegen den Ansturm der Gravitation – seit einer halben Ewigkeit schon. Ohne

den Einsatz von physischer Kraft würde es ihn gegen den Tisch schmettern, und er würde mit dem Kopf auf der Tischplatte aufschlagen.

Manchmal lässt sich die Gegenwart nicht durch Denken aufhalten!

Kein Gesetz verlangt die Angabe von Gründen.

Plötzlich: ein kleiner, unverschämter Genuss von Niederlage.

Als wäre ihm eine tiefsinnige Frage gestellt worden: Gehrer wischt sein Wasserglas wie ein Häuflein Brotkrümel zur Seite, macht reinen Tisch, richtet sich auf, noch immer sitzend, dann senkt er seinen Blick auf die leere Tischfläche, als tue sich dort ein entsetzlicher Schlund meterweit auf, so starrt er einen Moment und sucht eine Antwort, schweigt, schweigt so lange, bis Schweigen unmöglich wird, dann fasst er sich, wird wieder ganz Manager, streicht sich mit zwei Fingern die Krawatte gerade, räuspert sich, trennt mit der Zunge die Lippen und formt Sätze wie: »Meine Herren, zum Thema Abgangsentschädigung …«, oder: »Was die Sprachregelung gegenüber den Mitarbeitern betrifft …«

Und doch, Gehrer ist verlegen: Das kann ihm doch nicht einfach so passieren. Ihm doch nicht! Er, der den Erfolgs-Hengst geritten hat wie kein Zweiter. Plötzlich fällt sein Karrierepferdchen tot um. Gehrer steht da, verdutzt, wischt sich den Staub vom Maßanzug.

Stillschweigen wird vereinbart. Es soll nichts an die große Glocke gehängt werden – die wird dann später von selber läuten.

Die Personalakte Gehrer wird geschlossen. Sie schließt sich leicht wie ein Sargdeckel.

Das Organigramm in seiner Tasche hat jetzt mindestens einen Fehler.

Inzwischen ist es 08:00 Uhr. Leben entwickelt sich in den Gängen. Lichter gehen an, Zeitungen werden aufgeschlagen, Automaten tauschen Kleingeld gegen heißen Kaffee.

Dreißig Minuten genügen, um einen Schreibtisch zu räumen. Das ist die deutlich geäußerte Meinung seines Vorgesetzten, der nur noch dreißig Minuten lang sein Vorgesetzter sein wird. Es sei besser für ihn und besser für die Firma, wenn er noch heute

packe – genauer: in den nächsten dreißig Minuten. Selbstverständlich bleibe sein Lohnteppich noch ganze drei Monate lang ausgerollt.

Das ist nicht unmenschlich, sagt ihm auch der Personalchef.

Für den Moment denkt Gehrers Hirn das, was alle denken, wenn sie fristlos einen neuen Lebensabschnitt antreten: Denen werde ich's zeigen!

Seine Sekretärin nimmt das Wort »schrecklich« in den Mund, sogar mehrmals. Dann setzt sie sich wieder hinter ihren Bildschirm und erledigt vorbildlich ihre scheußliche Sekretärinnenarbeit.

Vielleicht hat der amerikanische Managementguru Tom Peters doch recht: »Nur Idioten arbeiten für Großfirmen.«

Gehrer versteht: Die Arbeitskollegen sind unter Druck. Sonst gäb's eine gigantische Solidaritätskundgebung auf dem Firmenparkplatz. Davon ist Gehrer überzeugt.

Die Harddisk seines Laptops wird einer chemischen Reinigung unterzogen. Die IT-Abteilung ist dafür

zuständig. Dort werden auch die paar Pornoflecken ausgewaschen werden. Es wird ein schöner Tag werden für die IT-Leute, denkt Gehrer.

Gehrer erhofft sich bewusst keine Blumen zum Abschied. Gehrers Hoffnung geht in Erfüllung.

Die Arbeitskollegen müssen noch immer arbeiten, sonst würden sie sich persönlich bei ihm verabschieden.

Auch das glaubt er.

Die Solidaritätskundgebung auf dem Firmenparkplatz findet nicht statt. Er hat den Arbeitsanfall der Belegschaft richtig eingeschätzt.

Der Personalchef, der jetzt noch zehn Minuten lang sein Personalchef sein wird, sagt, er hoffe auf ein Wiedersehen. Er drückt gute Wünsche aus. Gehrer äußert sich auch etwa in diesem Sinn.

War es nicht Gehrer selbst, der die Arbeitslosen jahrelang als Arbeitsunwillige beschimpft hatte? Mühe, qualifizierte Arbeitskräfte zu finden, und so weiter.

Es sammelt sich weniger Material an als angenommen. Das meiste ist geschäftlich, und das soll auch so bleiben. Der CEO hatte recht: Dreißig Minuten genügen. Ein CEO hat meistens recht.

Ob er seinen kleinen Stolz der letzten Jahre – die eingerahmte Auszeichnung für die beste Werbekampagne der europäischen Softwareindustrie – mitnehmen dürfe? Der Personalchef steht am Fenster, die Arme verschränkt, und lässt eine großzügige Antwort fallen. Man könnte Freunde sein. Aber das denkt Gehrer jetzt extra nicht.

Jetzt ist alles gepackt, und Gehrer möchte Jeannette Bescheid sagen, dass er heute etwas früher zu Hause sein wird, er hebt den Hörer, aber die Telefonanlage kennt schon keinen Gehrer mehr.

Was übrig bleibt, passt in einen Karton.

Das Häuflein Asche wird hinausgetragen und vom Kofferraum des Geschäftswagens verschluckt. Aber da schwenkt der Personalchef, der jetzt nicht mehr sein Personalchef ist, seinen Zeigefinger – man werde ihm sofort ein Taxi rufen. Daran hat Gehrer nicht mehr gedacht! Es wird noch viel geben, woran er jetzt erst denken muss.

Gehrer denkt einen Moment lang an eine große Rundreise mit dem Firmenwagen, denkt dann schnell etwas kleiner, zum Beispiel an eine Fahrt um den Firmenparkplatz mit dem stampfenden Personalmensch im Schlepptau. Das macht Freude! Dann kommt das Taxi, und seine Gedanken sind wieder anständig. Die Überreste einer achtjährigen Tätigkeit werden umgeladen, und ab geht's auf eine Reise nach Hause.

In der Heckscheibe schrumpft ein Firmenhauptsitz zusammen, bis man ihn mit dem Daumen abdecken kann.

Seine langgehegte Vermutung jetzt als Wahrheit. Endlich ist der Beweis erbracht, dass es mit dem Leben nicht immer vorwärtsgeht.

Gehrer sagt sich: Mit 40 hat er das Leben noch vor sich, sein älterer Vorgesetzter bald hinter sich – in diesem Sinn also ein Nachgesetzter –, und Gehrer lacht und pflückt in Gedanken Blumen.

Gehrer triumphiert, als sei er von seiner Existenz befreit. Aus eigenem Antrieb hätte er diesen Schritt nicht gewagt, oftmals braucht es die Hilfe des Schicksals. Er könnte nach Hause kommen

und sich seine frisch gewonnene Freiheit wie einen Orden an die Brust stecken.

Vielleicht wird er ihr auch einfach nichts sagen. Nichts. Gar nichts.